

Hans Uthhoff: Meine Flucht aus Sibirien (15. Oktober 1917 bis 14. Januar 1918)

Oft erhielt ich von meinen Kameraden aus dem Lager Tjumen, das nur eine halbe Stunde entfernt lag, Besuch.¹ Sie berichteten die neuesten Lagerparolen. Als Folge der Revolution war bei der russischen Armee offensichtlich auch einiges durcheinandergeraten. Es kam vor, daß sich Wachen von ihren Posten entfernten und sich gegenseitig Schießereien geliefert hätten. Es seien jetzt auch einzelne Gefangene bewaffnet worden, um das Lager zu bewachen. Ferner berichteten sie von einer Rattenplage in der Lagerküche und daß die Ratten manchmal in die vorbereiteten Essenkübel hineingefallen und später als Beilagen im Essen wieder aufgetaucht wären, was natürlich äußerst Appetit anregend war.

Unter anderem besuchte mich auch oft ein neunzehnjähriger Zivilgefangener aus Ostpreußen, Fritz Riech, mit dem zusammen ich die Möglichkeiten einer Flucht erörterte.² Wir entschlossen uns recht bald dazu und trafen die Vorbereitungen. Es war daran gedacht, als russische Soldaten verkleidet an die Front zu reisen und dann in die deutschen Linien über zu laufen.

Da ich bei meiner Arbeit im Gegensatz zu Riech wenig Zeit hatte, besorgte er Proviant und sonstigen Bedarf für die Flucht. Diese Dinge verstauten wir bei mir in einem kleinen Keller, der unter meiner Behausung war und für den sich niemand interessierte. Für jeden von uns kauften wir für 40 Rubel Wurst- und Fleischwaren, die damals eigentlich Mangelware waren, jedoch wir bekamen sie von einem deutschstämmigen Schlachter, den Fritz Riech gut kannte. Außerdem machte ich mir aus frischem Brot, das ich teilweise kaufte und teilweise bei Tisch unbemerkt mitgehen ließ, in meinem heißen Ofen im Zimmer eine Art Zwieback.

Der Treffpunkt mit Riech war stets in meiner Kutscherbehausung, die aus zwei kleinen Räumen bestand und sich im Keller unter der Wohnung meiner Herrschaft befand. Mein versoffener Vorgänger hatte auf einem verlausten Pelz geschlafen.

Beim Aufräumen fand ich eine alte Kinderbettstelle, die ich mir zurecht machte. Sie hatte wohl vorher einem 10jährigen Kind gedient und war natürlich zu kurz für mich. Wenn ich mich ausstrecken wollte, hingen meine Beine am Ende heraus. Einen Leinenstrosack hatte ich mir vom Schiff mitgebracht und gut mit frischem Stroh ausgestopft. So war ich allerdings gezwungen, meistens mit angezogenen Knien zu schlafen.

In meinem Raum befand sich noch ein Backofen, der gelegentlich von der Magd zum Backen benutzt wurde und in dem ich meinen „Zwieback“ herstellte. Ein Tisch und ein Bett komplettierten die fürstliche Einrichtung. Als Beigabe hatte ich die üblichen Wanzen, ohne die ein russisches Haus kaum vorstellbar ist. Im Laufe der Zeit hatte ich mir 15-20 Pfund Brot in dem Backofen fertig gemacht

Meine Kleidung für die Flucht bestand aus einer russischen Uniform, Mantel, Pelzmütze, Stiefel und Koppel. Alles, was sonst noch nötig war, wurde durch Ankauf beschafft. Meine Uniformjacke war frisch gewaschen und geflickt, und zwar von der Mutter einer bei uns im Hause verkehrenden Gymnasiastin, der ich abends Deutschunterricht erteilte und so öfters auch mit deren Familie zusammen war, wobei ich mich bemühte, die Konversation nur noch möglichst perfekt russisch zu führen, um später auf der Flucht nicht an der Sprache erkannt zu werden.

An Papieren hatten wir ein Soldbuch, das für mich auf den Namen Victor Iwanowitsch Lange ausgestellt war. Als solcher war ich Gefreiter im 35. Sibirischen Schützenregiment. Unsere Soldbücher stellten uns ein Deserteur aus, der damit Geschäfte machte. Der Regimentsstempel, den er mit Eiweiß fälschte, kostete 5 Rubel. Die dazu gehörende Legende schrieben wir selbst. Danach war ich im September 1917 an die Front gekommen, war verwundet worden und hatte 2 Monate Erholungsurlaub bekommen. Ich hatte mich bei meinem Ersatztruppenteil in Tjumen zurückgemeldet, um wieder an die Front zu gehen. Nun war alles so weit fertig, daß wir unsere Abreise auf die Nacht vom 16. zum 17. Dezember 1917 festlegen konnten.

¹ Uthhoff war zu der Zeit hochherrschaftlicher Kutscher und Hausknecht bei einer reichen Advokatenfamilie in Tjumen.

² [Tonband mit Beiträgen auf Plattdeutsch von Fritz Riech - Deutsche Digitale Bibliothek \(deutsche-digitale-bibliothek.de\)](https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de)

Am Abend vor unserer Flucht wartete ich bis kurz vor 10 Uhr am Abend vor dem Hoftor des Anwaltsbüros, in meinem Kutscherpelz gehüllt. Mein Kamerad Fritz Riech hatte mir extra aufgetragen, ihn pünktlich um 9 Uhr am Hoftor zu erwarten, damit er beim Bringen unserer letzten Fluchtutensilien nicht extra klingeln müsse, was sonst zu so später Stunde die Aufmerksamkeit unerwünschter Personen erregen könnte.

Und jetzt war es bald 10 Uhr und ich fror schon mächtig und schimpfte im Stillen über seine Unpünktlichkeit. Sodann machte ich das Tor zu und legte den schweren Riegel davor. Kaum in meiner Behausung angekommen hörte ich ganz vorsichtig die Glocke – für Laien kaum hörbar – läuten, die vor meinem Fenster hing und durch einen rostigen Draht vom Hoftor aus in Bewegung gesetzt werden konnte. Sofort eilte ich zum Tor und ließ meinen Kameraden herein.

Dieser steckte vorsichtig den Kopf durch den Torspalt um zu prüfen, ob die Luft auch rein sei. Dann packte er mit schnellem Griff einen vollgestopften Sack, den er hinter sich stehen hatte, und es ging im Eilschritt über den Hof in meine Bude.

Nachdem ich wieder abgeschlossen hatte, stellte ich erst mal Riech zur Rede wegen der verabredeten Uhrzeit, der mir weismachen wollte, daß es gerade erst 9 Uhr sei. Dann verstopfte ich das Sprachrohr, das die Küche mit meiner Kutscherstube verband, damit eventuelle nächtliche Gäste in der Küche nicht auf uns aufmerksam werden. Zur Sicherheit verpaßte ich Riech noch ein Paar Hausschuhe, die er statt seiner schweren Marschstiefel anzog.

Jetzt konnte ich an meine letzte leibliche Stärkung vor der Flucht denken. Für die Zeit, in der ich in die Küche zum Abendessen ging, löschte ich die Lampe und ließ Riech im Dunkeln zurück. Wortlos setzte ich mich in der Küche an den Tisch. Ausgerechnet heute lief die Magd auf und ab mit dicker Backe und heulte vor Zahnschmerzen. Ich hatte ihr schon seit zwei Tagen dauernd gepredigt, daß sie sich den Zahn ziehen lassen solle, dann würde sie auch nachts wieder schlafen können, woran mir gerade heute sehr viel gelegen war. Aber alles Zureden hatte nichts geholfen und heute – ausgerechnet heute – war es am schlimmsten!

Erst als mir der Geduldsfaden riß, und ich mit der Faust auf den Tisch schlug, weil ich mein Essen verlangte, kam sie wieder zur Besinnung. An diesem Abend aß ich auf Vorrat den ganzen Topf mit der Suppe leer, was ich sonst gewöhnlich nie gekonnt hätte, aber wer wußte, wann man wieder etwas bekam? Nach dem Essen erkundigte ich mich vorsorglich noch einmal, ob es ihr jetzt besser ginge, in der Hoffnung, daß es nachts ruhig im Hause zugeht. Aber sie entgegnete mir weinerlich: „njet!“

Voll wie eine Wanze erhob ich mich vom Tisch, griff nach den verschiedenen Schlüsseln für das Haus, um Hof und Ställe der Nachtruhe zu überantworten. Ich ging zum Abschied noch einmal zu meinem Pferdchen, schüttete ihm zum Abschied die Futterkrippe besonders voll, klopfte es noch einmal am Halse, worauf es nach mir zu schnappen pflegte, und schloß dann alles ab, auch das große Hoftor. Dann ging ich nochmals in die Küche und warf die Schlüssel, die ich nicht bei mir tragen durfte, alle zusammen auf den Küchentisch mit den Worten: „Hier sind die Schlüssel!“ Dabei fiel es nicht auf, daß ich den einen für das Hoftor behalten hatte.

In meiner Bude hatte es sich mein Kamerad inzwischen bequem gemacht und war eingeschlafen. Ich weckte ihn, und wir gingen daran, die letzten wichtigen Dinge in unseren Rucksäcken zu verstauen. Besonders bedacht war jeder auf seine 20 Pfund Räucherwaren und 15 Pfund getrocknetes Brot. Die Lebensmittel nahmen wir in einen besonderen Leinenbeutel, wofür ich meinen Schlafsack halbierte. Wozu sollte man den dem reichen Anwalt zurücklassen. Meine sonstigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, hatte ich nach und nach zu meinem Kameraden und Kollegen in der Nachbarschaft gebracht. Dann holten wir unsere russischen Uniformklamotten hervor, die wir im Keller verborgen hatten, und machten uns startklar.

Nach Mitternacht nahm ich vorsichtig den Türschlüssel und stieg die paar Stufen zur Außentür hinauf. Mit einem kurzen kräftigen Stoß öffnete ich die Tür, deren kräftiges Knarren ich am Tage zuvor durch Behauen der Schwelle mit der Axt abgemildert hatte.

Wichtig und zuvor mehrfach erprobt war, daß die Tür mit einem einzigen Ruck über die Schwelle gestoßen werden mußte, um möglichst wenig Geräusch zu verursachen. Und dazu noch die Köchin, die vor Zahnschmerzen nicht schlafen konnte! Ich ging nun, den Kutscherpelz über die Uniform umgehängt, zunächst offen in Richtung Stall. So hätte ich für den Fall, daß das Öffnen der Tür doch bemerkt worden wäre, vorbringen können, daß ich nach dem Pferd sehen müsse. Sobald ich dann aber in den Schatten der Mauer kam, schlich ich an ihr entlang zum Tor und schloß auf.

Der Riegel konnte dann jederzeit geräuschlos weggeschoben werden. Ich schlich in meine Bude zurück. In aller Stille machten wir uns marschfertig: Mantel, Mütze, Koppel und die Rucksäcke auf den Nacken, in der einen Hand den Verpflegungsbeutel in der anderen eine Schlafdecke – und los ging es! Ich schritt voran, schon als Sachverständiger für die lokalen Besonderheiten. Wir traten auf den Hof heraus. Ein Blick nach den herrschaftlichen Fenstern überzeugte mich, daß dort noch niemand schlief, alles war hell erleuchtet. Dagegen waren die Küchenfenster dunkel. In kurzem Abstand voneinander eilten wir jetzt durch den Hof über den knirschenden Schnee zum Tor. Der große Holzriegel wurde weggeschoben, noch ein Blick zurück – und wir standen wohlbehalten auf der Straße. Es war 0:30 Uhr.

Um 1:50 Uhr sollte fahrplanmäßig der Transsibirien-Express nach Jekaterinburg abgehen. Wir hatten also Zeit, und so pilgerten zwei russische Fronturlauber zum Bahnhof, von zu Hause gut mit Proviant versorgt, um wohlbehalten zu ihrem Truppenteil zurückzukehren. Es war kalt (wohl -25°). Vor Aufregung merkten wir das aber kaum beim Gehen und hatten auch andere Gedanken. Wir fühlten weder Angst noch Freude. Die große Ungewißheit spannte einen an: Was würden die nächsten Tage bringen?

Unter solchen Gedanken gingen wir zum Bahnhof. Sobald wir in seine Nähe kamen, vermieden wir es, Deutsch zu sprechen. Wir verhielten uns überhaupt möglichst wortkarg.

Der Bahnhof war noch wenig besetzt, aber eisig kalt. Kein Ofen strahlte etwas Wärme aus und die Steinfliesen, die übersät mit zerbissenen Sonnenblumenkernen waren, sorgten für kalte Füße. Längs der Wände kauerten Soldaten auf ihren Bündeln, daneben Bauern, Frauen, Kinder und alte Leute, teils im Halbschlaf, teils in lebhafter Unterhaltung. Nach einigem Suchen fanden wir in einer Türnische noch einen Platz für zwei Personen, den wir sofort mit unserem Gepäck belegten und versuchten, uns lang zu machen. Bloß: Der Platz hatte den Nachteil, daß mit dem Öffnen und Schließen der Tür Kaltluft von draußen hereinkam und wir mächtig froren. Zweiter Nachteil war der Umstand, daß unsere Beine in den Gang hineinragten und das vollständige Öffnen der Tür nicht mehr zuließen und so hinkommende Passanten sich hindurch zwängen mußten. Aber es waren eben müde Soldatenbeine, und so wagte es keiner, etwas gegen uns zu sagen. Ab und zu ging eine Militärstreife durch die Reihen, auch frierend, ohne jemand zu belästigen. Höflich bat der Streifenführer um Durchlaß durch die Tür, die wir mit unseren Beinen im Halbschlaf schließlich ganz versperrt hatten.

Von Zeit zu Zeit sahen wir nach, ob der Fahrkartenschalter geöffnet war, denn schließlich war es schon 2 Uhr und der Zug war noch immer nicht gemeldet. Wir hatten beschlossen, sicherheitshalber eine Fahrkarte von Tjumen bis Kiew zu lösen, da wir kein großes Vertrauen in unsere gefälschten Papiere hatten. Unser Mißtrauen bestand, wie sich später erwies, zu Recht.

Wir warteten Stunde um Stunde. Es wurde drei, vier Uhr und nichts tat sich. Ein alter Soldat kam zu uns heran und sprach uns an. Schließlich lud er uns ein, mit ihm zu kommen und seine Gäste zu sein, da er jetzt Urlaub bekommen habe. Wir verneinten und sagten, daß wir zu unserem Regiment zurück müßten, da unser Urlaub abgelaufen sei. Der gute Kerl mochte sich wohl über unseren Patriotismus wundern, denn er schüttelte verständnislos den Kopf und ging weiter.

Inzwischen war es 7 Uhr geworden und es begann langsam zu dämmern. Endlich – um halb acht ein Glockensignal, das den Zug ankündigte. Und alsbald fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Natürlich war er brechend voll, die Türen und Fenster, die vollständig mit Gepäck zugestellt waren, ließen sich nicht öffnen. Wir mußten also zwischen den Puffern durch auf den unverkleideten Verbindungsgang zwischen den Wagen steigen, wo wir uns mit Mühe im Freien ein Plätzchen sichern konnten.

Normalerweise hätte man sich bei dem Frost auf dem eisernen Übergang im Freien die Füße erfroren. Aber die innere Aufregung ließ das Blut so zirkulieren, daß man die Kälte kaum spürte. Später gelang

es uns dann, etwas ins Innere vorzudringen. Selbst der Lokus war mit Soldaten besetzt, die sich ihre Plätze nicht streitig machen ließen. Dazu waren die Gänge nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Gepäck völlig verstopft, überwiegend Soldatengepäck, aber auch mit Mehl- und Kartoffelsäcken, die die Leute von einer Hamstertour mitbrachten. Es war dann acht Uhr geworden und bereits hell, als sich der Zug schließlich in Bewegung setzte.

In dem Zug mußten wir unter den geschilderten Umständen bis Jekaterinburg fast 12 Stunden aushalten, als wir dann abends eintrafen. Bisher war alles relativ gut gegangen. Wir beschlossen, zunächst nicht weiterzufahren, sondern uns für die Nacht ein Quartier zu suchen. Wir mieteten einen Schlitten und fuhren zu zwei Hotels. Nun hatten wir nicht bedacht, daß unser Äußeres eher marodierenden Soldaten glich, und so fanden wir nirgends Aufnahme. Mißmutig wollten wir zum Bahnhof zurückfahren, als uns die Lutherische Kirche einfiel, die in jeder größeren Stadt Rußlands zu finden ist und wo man stets Deutsche antrifft.

Wir klingelten also bei den Pastorenleuten. Da die Tür unverschlossen war, traten wir in die Diele ein. Gleich darauf erschien Frau Pastor oben auf der Treppe. Tief erschrocken bei unserem Anblick rief sie auf Russisch: „Was wollt Ihr hier, schert Euch fort!“ Als wir jedoch auf Deutsch antworteten, war der Bann schnell gebrochen. Man lud uns zu Tee, Brot und Butter ein. Die Wurstwaren spendierten wir aus unserem Vorrat. Die Kinder des Hauses setzten sich ans Klavier, und es wurde bis in die Nacht viel erzählt und musiziert. Es war richtig warm und gemütlich. Den Herrn des Hauses bekamen wir allerdings nicht zu sehen.

Zum frühen Morgen räumten wir das Feld und fuhren per Schlitten wieder zum Bahnhof, wo wir uns auf der großen Bahnhofstreppe bis zur Abfahrt der Züge aufhielten. Dann bestiegen wir wieder einen Transportzug und kamen am Abend des 2. Tages in Tscheljabinsk an. Doch wenige Stunden schon ging es weiter mit russischen Soldaten in einem Güterwagen, genannt Tjeppluschka, in dem ein Ofen stand. In so einem Waggon wurden 40-50 Mann transportiert, was uns durchaus recht war, denn je größer das Gedränge, je weniger fielen wir auf. Wir sprachen im Allgemeinen wenig und allenfalls russisch miteinander. Besonders gefährlich war das neugierige Gefrage der russischen Soldaten, die alles genau bis ins Einzelne wissen wollten, woher man kam, möglichst noch mit Stammbaum. Militärkontrollen fanden zum Glück nicht statt.

Später sind wir einmal auf unserer Fahrt in Tula von einer Streife kontrolliert worden. Der Streifenführer war sehr höflich und bat um unseren Marschbefehl. Merkwürdigerweise gab er sich mit der Vorlage unserer Fahrkarten zufrieden, ohne weiter nach Papieren und Einzelheiten zu fragen. Wir hatten wieder einmal Glück gehabt!

Die Fahrt ging weiter immer am Ural entlang und wir passierten die Stadt Ufa. Am übernächsten Tag erreichten wir Samara. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein und kam mit kreischenden Bremsen ruckartig zum Stehen. Wir hatten eigentlich nicht die Absicht, hier die Reise zu unterbrechen, aber mir war plötzlich der Gedanke gekommen, daß ich hier eine alte Bekannte hatte, nämlich Frau Anna Lindner vom Schwedischen Roten Kreuz, die mir im Auftrage meiner Eltern verschiedentlich Geld ins Gefangenenlager geschickt hatte. Hier wollte ich also noch einen Besuch machen. Die würde sicherlich staunen, insbesondere über die Situation und unsere Aufmachung. Riech war mit der Unterbrechung auch sehr einverstanden, da die tagelange Bahnfahrt uns doch sehr zugesetzt hatte, denn auf dem Transport wäscht sich der Soldat generell nicht. Ferner wollte man auch diese interessante Stadt kurz sehen.

Wir hatten also fix unsere Klamotten zusammengepackt und waren raus aus dem Viehwagen. Auf den Bahnsteigen war dicker Betrieb, alles voller Soldaten. Wir gingen hinaus durch den Ausgang, an den vielen Buden und Handelsweibern vorbei, die einem kreischend Zigaretten, Sonnenblumenkerne, Streichhölzer und anderen Kleinkram anboten. Endlich hatten wir uns zum Schlittenplatz durchgearbeitet. Jetzt erörterten wir das erste Mal, ob wir überhaupt wußten, wo die besagte Dame eigentlich wohnt. Mir schien erinnerlich, daß es Saratowskaja Nr. 14 sein könnte, sicher wußte ich es aber nicht. In die unbekannte Stadt mit unserem ganzen Gepäck hineinzulaufen, um nach einer vagen Adresse zu suchen, schien uns zu beschwerlich, und so machten wir uns an die Kutscher heran, um einen Fahrpreis zur Saratowskaja auszuhandeln. Sechs Rubel wollte der erste haben – „Dann fahr allein!“, riefen wir

ihm zu. Der Nächste wollte aber sieben und der Übernächste sogar acht Rubel haben. Schließlich fanden wir noch einen, der uns nach gutem Zureden für fünf Rubel dorthin schaffen wollte.

Obwohl in dem Schlitten eigentlich nur für einen Fahrgast Platz war, zwängten wir uns zu zweit mit unserem Gepäck hinein, das wir auf dem Schoß stapeln mußten und so nicht allzu viel von der Stadt sehen konnten. So fuhren wir erst durch den äußeren modernen Gürtel der Stadt. Ab und zu riefen uns einige Soldaten etwas nach, was wir aber nicht verstehen konnten. Offenbar machten sie sich über unsere Fuhre lustig. Wir bogen gerade um eine Ecke in die Hauptstraße ein, als uns ein bolschewistischer Demonstrationszug mit roten Fahnen entgegenkam; voran Musik, dahinter Fußgänger, Schlitten und Fuhrwerke. Unser Kutscher ließ sich dadurch nicht beeindrucken, blieb mitten auf der Fahrbahn und fuhr mit vollem Tempo sein Pferd durch Zurufe anspornend in den Demonstrationszug hinein, so daß dessen Teilnehmer nach links und rechts ausweichen mußten. – Hätten die geahnt, wer da im Schlitten saß!

Schon länger andauernd fuhren wir dann die Saratowskaja entlang, die Häuser wurden immer kleiner und mir wurde langsam zur Gewißheit, daß ich mich mindestens in der Hausnummer geirrt hatte. Und richtig, jetzt hielten wir vor einem ganz kleinen Holzhäuschen mit der Nr. 14. Auch mein Freund hatte inzwischen bemerkt, daß ich mich wohl geirrt hatte. Trotzdem fragten wir dort ein kleines Mädchen nach der schwedischen Dame. Wie erhielten zur Antwort, daß hier nur ein Schuster wohne. Was nun? – Wohin in der fremden Stadt? Der Kutscher drängte jetzt auf seine Bezahlung der 5 Rubel und begann unser Gepäck unsanft auf die Straße zu schmeißen, während wir uns verdutzt ansahen. Keine Zuflucht in Samara, unser Zug war fort und wir hier am Ende der Stadt!

Jetzt rettete uns Fritz Riech aus der verzwickten Situation. Zuerst beschimpfte er den Kutscher, daß er unsere Fahrt schon für beendet hielt und unser Gepäck abwarf. Wir wollten ja noch weiterfahren. Aber der Kutscher ließ sich bei seiner Arbeit überhaupt nicht stören. Erst als wir ihm die 5 Rubel Fahrgeld in die Faust steckten, ließ er sich auf Verhandlungen ein. „Wohin wollt Ihr denn?“, fragte er. „Für 3 Rubel weiter!“, sagte Riech. „Aber wohin?“, fragte er wieder. „Du sollst für 3 Rubel immer die Straße geradeaus fahren!“, herrschte ihn mein Kamerad an. „Wie weit denn, zum Teufel“, wollte er wissen. „Halt das Maul und fahre einfach geradeaus für 3 Rubel, verstehst Du das nicht?“

Fluchend kroch er wieder auf seinen Bock und im Zuckeltrab ging es für 3 Rubel geradeaus. Inzwischen hatten wir Zeit, uns zu beraten, und kamen überein, unsere Zuflucht wieder in der Lutherischen Kirche zu nehmen wie einst in Jekaterinburg, wo wir so freundlich aufgenommen worden waren. Vielleicht gelang es, auch hier unterzukommen. Wir ließen den Kutscher umdrehen und gaben das neue Ziel an. Dafür verlangte er noch einen Rubel Aufschlag. Bald standen wir vor der Kirche und verschwanden im Hof des Pastorates. Hier wies uns gleich ein Zivilist den Weg zur Küsterwohnung, der sich als ehemaliger deutscher Kriegsgefangener entpuppte und hier jetzt mit falschen Papieren als russischer Staatsangehöriger lebte. Die Küsterwohnung diente uns für die nächsten Tage als Unterkunft.

Als wir durch den Vorraum in die saubere Stube eintraten, gewahrten wir eine kleine Frau und 5 Kinder, alle einfach, aber sauber gekleidet. Auf die Frage, ob wir hier unsere Sachen ablegen könnten, wurde die Frau etwas verlegen, aber nicht abweisend. Sie sagte, ihr Mann wäre noch nicht da, an ihn sollten wir uns wenden. Wir legten unser Gepäck in den Flur und nahmen in der Stube bei den Leuten Platz. Dann kam der Küster nach Hause und wir trugen ihm unseren Quartierwunsch vor. Er musterte uns scharf, fragte nach woher und wohin und willigte schließlich ein, weil wir deutsche Landsleute waren. Anfangs gab ich mich wie Riech als ostpreußischer Zivilgefangener aus, verschwieg also meinen Militärdienst. Das stellte sich aber als überflüssig heraus, da wir den Leuten voll vertrauen konnten.

Zunächst gaben wir von unseren Vorräten etwas Schinken heraus, wovon die Frau uns allen ein Mittagessen fertigte. In der Zwischenzeit schilderten wir dem Küster unsere Erlebnisse und Fluchtpläne, und er versprach, uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. So wurde es beim Plaudern langsam Abend. Noch andere Deutsche kamen am Abend zu Besuch, und jeder von ihnen zeigte große Anteilnahme an unserem Vorhaben.

Nach dem Abendessen begaben wir uns nochmals in der Nähe der Kirche auf die Straße. Hier herrschte ein nicht zu durchdringendes Menschengewimmel, Soldaten, Zivilisten, junge Mädels, wogten auf den

vereisten Bürgersteigen hin und her. Auf der Fahrbahn bewegten sich vornehme Schlitten und Autos in langen Reihen. Man hatte das Gefühl eines Volksfestes bei diesem Anblick. Es mischten sich unter das Bild aber auch bewaffnete Zivilisten mit roten Armbinden, welche die Menge scharf zu beobachten schienen.

Ganz im Gegensatz zu den ersten Kriegsjahren war das Leben auf den Straßen jetzt freizügiger geworden. Damals nach Kriegsbeginn kostete jedes deutsche Wort, das auf der Straße gewechselt wurde, eventuell die Verbannung zur Zwangsarbeit. So war der dortige evangelische Pastor Letius erst vor kurzem aus der Verbannung zurückgekehrt, wohin er wegen des Deutschsprechens verschickt worden war. Auch konnte ein deutsches Wort in einem Brief eines Russen, gleichgültig welcher Abstammung er war, dreitausend Rubel Strafe kosten. Nichts von alledem war nach der Revolution zu finden. Jeder konnte in seiner Sprache reden und der Gottesdienst konnte wieder in deutscher Sprache abgehalten werden.

Doch nun zurück zum Straßenbild. Punkt 10 Uhr abends mußten die Bürgersteige geräumt werden. Der ganze Verkehr spielte sich dann auf der Straße ab. Wir gingen zu unserem Quartier und bereiteten auf dem Boden unser Nachtlager vor, wo wir nach der anstrengenden Reise mal wieder gut ausschließen. Am nächsten Morgen fanden wir den dampfenden Kaffee am Tisch vor, ein Kennzeichen für deutsches Familienleben in Rußland. Welch ein Wohlbehagen, einmal wieder in Ruhe und Sicherheit Kaffee trinken zu können!

Zum Mittag verbrachten wir die Zeit damit, einmal zur verschneiten Wolga hinabzugehen und uns dort umzusehen. Wir kamen auf die Idee, uns als russische Soldaten fotografieren zu lassen und setzten den Plan in die Tat um. Für das halbe Dutzend Fotos wollte der Fotograf allerdings 15 Rubel haben, aber da es ein Dokument unserer „russischen Militärzeit“ sein sollte, zahlten wir gern. Die Bilder wollte uns der Küster später nachschicken, da wir nicht auf deren Fertigstellung warten konnten. Leider haben sie uns nie erreicht.

Nachmittags besuchten wir die Stadt und benutzen die elektrische Straßenbahn dazu. Dieses Verkehrsmittel verdient eine genauere Beschreibung. Es war in Samara üblich, in die Bahn nur hinten einzusteigen und nur vorne wieder auszusteigen. Das wurde streng eingehalten.

An der Haltestelle steht eine Traube von Menschen – die Bahn hält: Während von der vorderen Plattform einige Passanten aussteigen, drängt über die hintere Plattform alles hinein. Voll – die Schaffnerin reißt die Klingel – schnell springen noch ein paar Menschen auf die Trittbretter und sich krampfhaft an den Griffen festhaltend – und ab geht die Fahrt in rasender Schnelle bis zur nächsten Haltestelle. Man sieht nur ein wildes Gewirr von Beinen, Körpern und flatternden Kleidern.

Die nächste Station: Die Bahn hält wieder, einige Leute steigen vorne aus, die Masse drückt von hinten ins Innere nach und die bisherigen Trittbrettfahrer können jetzt über die Plattform in den Wagen und überlassen den Zusteigenden die Trittbretter. Hierbei macht das Zusehen mehr Spaß, als selber am Haltegriff zu hängen.

So verging der Tag. Ein gutes Abendbrot, meist aus unseren Vorräten hergestellt, wurde eingenommen und dann gut gepennt. Am anderen Morgen planten wir unsere Weiterreise, die wir für den nächsten Tag vorgesehen hatten. Diesen Tag wollten wir uns noch im Ort umsehen und das Deutsche Krankenhaus besuchen, das unter deutscher Leitung steht und vornehmlich von Deutschen in Anspruch genommen wird. Hier wollten wir deutsche Landsleute besuchen. Unsere falsche Uniform fiel dabei gar nicht besonders auf. Das Krankenhaus war nach deutschem Muster eingerichtet, sauber, ohne die hier sonst üblichen Wanzen und Läuse. Deutschstämmiges Personal versah den Dienst. Es waren meistens Verschleppte aus Ostpreußen. Der leitende Arzt war Kriegsgefangener. Wir konnten ihn leider nicht sprechen.

Unser nächster Besuch führt uns zu dem Asyl, in dem ostpreußische Vertriebene untergebracht waren. Es war ein Lager für Frauen und Kinder auf der „Slawajanskaja“. Die älteste Insassin war 75 Jahre alt, das jüngste Kind 3 Jahre. Es war ein kleiner Junge, der auf dem Transport zwischen Pensa und Samara

geboren wurde. Junge Mädchen waren bei unserer Ankunft beschäftigt, Tische, Schemel und Fußböden zu reinigen.

Der Eindruck der Unterkünfte und der Bewohner war zwar ärmlich, aber sauber. Die älteren Kinder sprachen bereits sowohl Deutsch als auch Russisch. Sie alle hatten die Hoffnung, im Austausch wieder nach Deutschland zu kommen.³ Zum Abschied schenkten wir den Kindern 10 Rubel für das bevorstehende Weihnachtsfest, worüber große Freude herrschte.

Mittags waren wir wieder bei dem Küster und aßen gemeinsam zu Mittag. Dann unternahmen wir eine Wanderung durch die Stadt über den Markt zum Bahnhof, um uns nach den Möglichkeiten für unsere Weiterreise umzusehen. Auf dem Bazar herrschte ein munteres Leben. Die Verkäufer in den Buden redeten wie ein Wasserfall über die Vorzüglichkeit ihrer Waren, die sie als ungemein billig anpriesen.

Bei den unverschämten Preisen, die sie zunächst einmal forderten, wandten sich die Kunden sofort ab, wobei der Verkäufer, indem er sich bekreuzigte, sie beschwor, wieder umzukehren, und ein paar Kopfen von dem Preis abließ. Damit gaben sich die Käufer gemeinhin nicht zufrieden, und nun begann ein lärmendes Handeln und gegenseitiges Beschimpfen, wobei der eine die Minderwertigkeit der Ware unter Beifügung kräftiger Flüche reklamierte, der andere dagegen rief Gott zum Zeugen für seine Ehrlichkeit und die Vorzüglichkeit seiner Waren an, indem er nicht vergaß, sich dreimal zu bekreuzigen, er könne bei Gott nicht mehr herablassen. Entweder wurden sie sich durch weiteres Handeln einig, oder sie gingen zum Gaudium des Publikums wieder auseinander, indem der eine den anderen zum Teufel wünschte.

Außer den Zivilhändlern gab es noch viele Soldaten, die ihre Uniformen verkauften oder Lebensmittel, die sie irgendwo gestohlen hatten, ohne daß hier jemand eingriff. Wir gingen weiter die Straße zum Bahnhof hinunter. Hier war wieder ein entsetzliches Gedränge von Soldaten, die auf irgendwelche überfüllten Züge warteten.

Wir versuchten, uns zu erkundigen, aber keiner konnte uns sagen, wann der Vormittagszug nach Pensa abging. Fahrplanmäßige Züge gab es nicht mehr. Unser Zug sollte um 11 Uhr am nächsten Morgen abgehen. Wir verbrachten den letzten Abend dann noch bei unseren freundlichen Wirtsleuten.

Am nächsten Morgen warfen wir wieder unser Gepäck über den Nacken, Decken und Brotbeutel in die Faust und fort ging es nach herzlichem Abschied bei strenger Kälte zum Bahnhof. Der Zug war eingefahren und indem wir unter den Waggon hindurchkrochen, kamen wir dieses Mal von der anderen Seite ziemlich schnell zu einem guten Platz, wo wir uns häuslich auf einer der unteren Pritschen einquartieren konnten. Gegen 13 Uhr setzte sich der Zug dann endlich in Bewegung und ab ging es in neue Ungewißheit.

Der Zug rollte in Richtung Westen. Bald lag Sysran hinter uns und Weihnachten am 24.12.1917 erreichten wir Pensa. Hier wechselten wir den Zug und stiegen in einen Waggon mit Flüchtlingen ein. Diese Leute hatten alle im Kampfgebiet gewohnt und waren während des deutschen Vormarsches ins Innere Rußlands evakuiert worden und hatten jetzt die Erlaubnis bekommen, zurückzukehren. Fast alle waren Wolynien-Deutsche. Bald entdeckten wir unter ihnen zwei Österreicher, die denselben Zweck verfolgten wie wir. Wir setzten die Fahrt mit ihnen gemeinsam fort. Der Dreck und die Ungeziefermengen waren in diesem Zug unbeschreiblich, aber als alte Gefangene waren wir ja inzwischen an so etwas gewöhnt. So passierten wir in großer Langsamkeit und mit den landesüblichen Verspätungen und Unpünktlichkeiten die Städte Tula, Orel, Brjansk und Gomel.

Am 30. Dezember 1917 trafen wir in Luninetz ein. Eigentlich wollten wir nach Kowno und von dort weiter zur Front, aber hier erfuhren wir, daß es von Luninetz nur noch 45 Kilometer bis Pinsk wären, das schon zum Frontgebiet gehörte. Wir also raus aus dem Zug und zu Fuß weiter!

Die Richtung, die einzuschlagen war, konnten wir uns zwar denken, aber sonst waren wir ortsunkundig und schlecht vorbereitet. Unsere Karte war zu klein, um Dörfer und Straßen auszumachen und unser

³ Bei Kriegsausbruch 1914 waren die Russen zunächst in Teile Ostpreußens vorgedrungen und hatten von dort u.a. viele Zivilpersonen (wie auch meinen Kameraden Fritz Riech) nach Russland verschleppt.

Kompaß war unbrauchbar geworden. Wir mußten also auf „Gut Glück“ weiter! Für die Nacht fanden wir Quartier bei einem Juden in Lunino. Das ging gut, obwohl bei ihm bereits russische Flieger einquartiert waren. Wir gaben treuherzig dem Juden und den Soldaten an, von den deutschen Truppen aus Suwalki vertrieben worden zu sein. Wir legten hierzu eine echte Rückzugsgenehmigung vor, die ich von einem deutsch sprechenden russischen Soldaten, der aus dem Kaukasus stammte, gekauft hatte. Demnach durften wir uns als Verwundete von unserer Einheit zurückziehen. Dieses Papier hat uns gute Dienste geleistet, und wir brauchten so unsere gefälschten und damit unsicheren Soldbücher zunächst nicht zu benutzen. Die Soldaten konnten unseren Wunsch, uns abzusetzen, gut verstehen. Die Nacht verbrachten wir mit den Fliegern zusammen in einem Raum.

Am nächsten Morgen bewirteten uns die Soldaten noch mit Tee und Brot und dann zogen wir ab in Richtung Front. Unterwegs überholten uns Soldaten mit Schlitten und forderten uns auf mitzufahren. So hatten wir uns – manchmal laufend, manchmal fahrend – bis Mittag zur Bahnstation Parachonsk durchgeschlagen und durchgefragt. Von hier aus ging es 12 Kilometer unter banger Anspannung immer auf den Bahngleisen weiter. Uns kamen scharenweise russische Soldaten entgegen ihr Gepäck auf dem Rücken tragend. Wie viele von ihnen wohl Urlauber waren? Wahrscheinlich kaum einer! Überhaupt waren die Züge, die von der Front ins Innere Rußlands gingen, derartig überbelegt, daß selbst die Lokomotiven, Tender, Trittbretter, Plattformen, Fenster und sämtliche Puffer mit Mensentrauben bedeckt waren. Wir zogen weiter und waren wohl die Einzigen, die in die andere Richtung wollten.

Unterwegs fanden wir an der Strecke eine alte Draisine, die mit Hebelkraft auf den Schienen bewegt werden konnte. Zusammen mit einem weiteren russischen Soldaten, der zu uns stieß, aus dem Lazarett kam und seine Einheit suchte, setzten wir sie auf die Gleise und in Bewegung. Da das Ding lange nicht bewegt und nicht geschmiert war, ging das allerdings nur unter großer Mühe. Aber wir kamen der Front immer näher. Und – krach – da brach der Hebel! Und die Karre stand still. Wir nahmen also unsere Sachen auf den Rücken und verschwanden in einem Laufgraben, der an der Strecke ausgehoben war.

Unser Mitreisender hatte sich inzwischen wieder von uns getrennt. Hier warteten wir zunächst einmal ab. In der Nähe lag ein Ziehbrunnen, an dem man mit einem Kochgeschirr frisches Wasser heraufholen konnte, das uns dann dummerweise in den Brunnen fiel. Wir mußten nun mit dem Teekessel für den kräftigen Schluck in unsere Kehlen sorgen. Dann versteckten wir uns im Graben und hielten Kriegsrat.

Ich hielt es für geraten, um nicht aufzufallen, das Gepäck zunächst einmal zu verstecken und nach Einbruch der Dunkelheit vor Ort die Möglichkeiten eines Frontübertritts zu erkunden.

Nur einige Kleinigkeiten nahmen wir mit, ich nur einen Beutel mit Tee und Hartbrot und mein Kamerad einen sibirischen Rollschinken, der uns gemeinsam gehörte und für teures Geld erstanden war. Alles übrige Gepäck vergruben wir um Schnee. Ich erhob mich zuerst aus dem Graben, um zu sehen, ob die Luft rein war. Und tatsächlich waren am Brunnen gerade russische Soldaten, die sich mit Wasser versorgten. Einer der Soldaten sah mich. Ich blieb ganz ruhig stehen und hob meinen Mantel hoch, als würde ich mich erleichtern und die Hosen gerade wieder zuknöpfen. Dies erschien ihm etwas ganz Natürliches und er ließ mich und meinen Kameraden, der sich inzwischen in die gleiche Position gebracht hatte, unbehelligt und wandte sich ab.

Endlich verschwanden die Russen und wir kletterten vorsichtig aus dem Graben heraus, um uns weiter an der Bahnlinie entlangzubewegen und einen Durchschlupf durch die Drahtverhaue, die inzwischen die Nähe zur Front markierten, zu finden. Plötzlich begegneten uns ein paar alte Weiber, die auf einem kleinen Schlitten einen Bottich mit kalkhaltiger Flüssigkeit hinter sich herzogen und anscheinend von vorne kamen. Mein Kamerad konnte es sich nicht verkneifen, sie anzuulken, ob sie sich denn gar nicht vor den Deutschen da vorne fürchteten. Sie verneinten stolz und fragten uns, ob wir denn vor diesen „Germanski“ auf der Flucht wären. Voller Entrüstung und unter Aufbringung unseres ganzen „russischen Nationalstolzes“ verneinten wir das entschieden und verwiesen auf unsere Verwundetenabzeichen an den Uniformen.

Daraufhin wanderten wir weiter bis zur nächsten Eisenbahnbrücke. Wider Erwarten hielt uns niemand an, aber wir behielten die Drahtverhaue immer unter genauer Beobachtung. Vor der Brücke kam uns

ein russischer Soldat, ein Tatare, entgegen, der uns freundschaftlich anredete und nach dem Wohin und Woher fragte. Wir machten Ausflüchte und sagten, daß wir aus der Heimat kämen und einen Iwan Petrowitsch suchten, dem wir etwas aus der Heimat mitgebracht hätten.

Er ging nicht weiter darauf ein und erzählte von Zigarren, die er von den Deutschen gekauft habe und fragte uns nach Zündhölzern. Wir hatten keine Zündhölzer bei uns, durch seine Aussage hellhörig geworden, boten wir ihm an, welche zu besorgen, wenn er uns den Weg zu dem Handelsplatz mit den Deutschen führen würde. Er ließ sich gutgläubig darauf ein und brachte uns durch mehrere Drahtverhaue und Sperren am Flußufer bis zu einer Stellung, die ebenfalls von Tataren besetzt war. Er rief dem tatarischen Posten etwas in seiner Sprache zu, was wir nicht verstanden. Man ließ uns daraufhin passieren und wir standen auf dem Eis der Yassiolda unterhalb der gesprengten Eisenbahnbrücke.⁴

ier bot sich uns ein erfreuliches Bild. Deutsche und Russen trafen sich auf dem Eis, um eifrig Handel miteinander zu treiben. Gleich kam ein Deutscher auf uns zu und fragte auf Russisch: „Was habt ihr zu verkaufen?“ „Schinken“, rief mein Kamerad, ebenfalls auf Russisch. „Wie teuer das Pfund?“ „Wir verkaufen nicht pfundweise!“ So ging das Gefeilsche und Geschrei mit einer solchen Vehemenz weiter, daß keiner Zweifel an unserer russischen Echtheit bekam. Wir mußten auf Nummer sicher gehen, um nicht im letzten Augenblick noch von den Russen abgefangen zu werden. Mein Kamerad zog so die Aufmerksamkeit auf sich, während ich unauffällig versuchte, zu den Deutschen Kontakt aufzunehmen.

Ich umkreiste dazu lässig eine Gruppe Offiziere, die auch auf dem Eise standen, bis mich schließlich ein älterer Veterinär erblickte und sagte: „Sehen Sie doch mal, der Kerl da sieht doch ganz pfiffig aus.“ Ich war darüber verwundert, daß ich trotz meines entsetzlich schmutzigen Aussehens und von der langen Bahnfahrt ungepflegten Gesichts von den übrigen Russengesichtern abstechen sollte und mußte lachen. Und schon war die nächste Frage: „Du verstehst Deutsch?“ Worauf mir ein „besser als Sie denken“, entschlüpfte.

Jetzt drängten sich die Offiziere um mich und wollten wissen, woher ich käme und wo ich die deutsche Sprache gelernt hätte. Meine Erklärungen wurden mißverstanden. Die Herren glaubten, ich hätte mal in Breslau gearbeitet, aber bei den russischen Dragonern gedient. Ich hatte ihnen nämlich von meiner Herkunft aus Breslau und von meiner Zugehörigkeit zu den 8. Dragonern erzählt. Erst meine präzise Aussage, ich sei als russischer Kriegsgefangener auf der Flucht, brachte Klarheit in die Sache. Ich bedeutete den Offizieren, daß der schreiende Schinkenverkäufer dort hinten mein Kamerad und ebenfalls Deutscher sei.

Inzwischen war der Kommandeur der Einheit benachrichtigt worden, der nun auch auf das Eis herunter zu der Gruppe kam. Er war nicht gerade liebenswürdig und stellte mir allerlei Fragen nach den 8. Dragonern in der starken Vermutung, daß wir doch russische Soldaten seien.

Inzwischen kamen auch einige russische Soldaten näher. Unter ihnen auch einer vom Soldatenrat, der uns aufforderte, bei Anbruch der Dunkelheit in die russischen Stellungen zurückzukehren. Jetzt wurde es höchste Zeit zum Handeln. Mit Einverständnis des deutschen Kommandeurs sprangen wir schnell samt Schinken auf die deutsche Seite der Uferbefestigung und krochen in die deutschen Stellungen hinauf. Der Vertreter des Soldatenrates fluchte und rief drohend hinter uns her, daß es verboten sei, Lebensmittel aus Rußland auszuführen. Als die deutschen Soldaten ihm sagten, daß wir gar keine Russen seien und den Schinken in Sibirien gekauft hätten, meinte er, an den Kerlen sei ihm auch nichts gelegen, aber wir sollten wenigstens den Schinken herausgeben. Natürlich hatte er mit dieser Forderung kein Glück und in der Dunkelheit zogen sich die Russen wieder vom Fluß zurück.

Wir hingegen begossen diesen 1. Tag im Januar 1918 zusammen mit den Offizieren im Bunker des Kommandeurs mit deutschem Bier. Danach wurde ich befragt, welche Namen und Dienstränge von Offizieren der 8. Dragoner mir noch bekannt seien.

⁴ Zu jener Zeit fanden an der Ostfront keine schweren oder gezielten Kampfhandlungen mehr statt, da die Russen mit den Deutschen in Waffenstillstandsverhandlungen eingetreten waren.

anach ließ sich ein Offizier eine Telefonverbindung herstellen und rief mich heran. Es meldete sich ein Oberleutnant von Scheliha, der Regimentsadjutant vom 8. Dragoner Regiment, die den Nachbarabschnitt besetzt hielten. Wären wir nur ein paar Kilometer nördlich durch die Front gekommen, wäre ich bei meiner alten Truppe gelandet, die jetzt im Infanterie-Einsatz in Stellung lag. Das wäre eine richtige Freude gewesen!

Am Abend kamen wir dann begleitet von einem Posten mit Gewehr nach Pinsk zum Regimentsstab. Dort wurden wir überall freundlich aufgenommen, obwohl wir jetzt bis zum Beweis des Gegenteils als gefangene russische Soldaten galten.

Am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Iwanowo, wo wir in einem Feldlazarett in Quarantäne gesteckt wurden. Der Stabsarzt des Lazaretts zeigte wenig Verständnis für uns, hielt uns übermäßig lange dort fest und schikanierte uns, wobei er uns auch noch zum Reinigen alter Flecktyphusbaracken heranzog. Man ließ uns auch nicht nach Hause schreiben.

In einem Tagesbefehl der Einheit wurde unser Eintreffen aus russischer Gefangenschaft bekannt gegeben und zwei Offiziere, die aus Breslau stammten, fielen über den Namen Uthoff und suchten mich auf, um uns näher auf den Zahn zu fühlen. Da man mich nicht schreiben ließ, übernahm es einer der Herren, einen Brief von mir an meinen Vater weiterzuleiten, und benachrichtigte meine Eltern telegrafisch, indem er ihnen meine Rückkehr aus Rußland mitteilte.

In dem Brief beschwerte ich mich bei meinem Vater über unsere Behandlung im Lazarett und die Art unserer Verwendung. Mein Alter Herr war damals Generalarzt beim VI. A.K. und setzte alle Hebel auf dem Dienstweg in Bewegung, so daß dem Herrn Stabsarzt in seiner Haut nicht mehr wohl war und er nach 12 Tagen unsere Entlassung verfügte.

Ausgerüstet mit Marschbefehl nach Breslau benutzten wir einen Urlauberzug. Deutsche Uniformen hatte man uns nicht gegeben, und so hockten wir als „russische Soldaten“ zwischen deutschen Landsern, die uns verwöhnten. Während der Fahrt kontrollierte ein Feldgendarm den Zug und fiel schimpfend über die beiden Russen her. Er nahm uns unsere Papiere ab, ohne irgendetwas festzustellen – nicht wissend, wie er sich verhalten sollte.

Die Landser schmunzelten über seinen Diensteifer und wir hatten zum ersten Mal bei einer Kontrolle ein reines Gewissen. Bei der nächsten Station Alexandrowo wurden wir aus dem Zug geholt und näher kontrolliert. Und dann stand da unser Feldgendarm und entschuldigte sich, was wir wohl tuend zur Kenntnis nahmen. Dann ging es weiter durch Deutschland über Posen, wo sich mein Kamerad von mir trennen mußte, um in seine Heimat nach Ostpreußen zu fahren.

Am Abend des 14.01.1918 lief mein Zug in Breslau ein, wo die gesamte Familie auf dem Bahnhof versammelt war, um den verlorengegangenen Sohn in Empfang zu nehmen.

Im Nachhinein erfuhr ich, daß wir mit unserer Flucht und besonders dem Frontübertritt ein Riesenglück gehabt hatten, denn wir waren gerade in die Phase eines Waffenstillstandes hineingeraten, der nicht lange anhielt. Einige Tage später waren die Kampfhandlungen an der Ostfront wieder aufgenommen worden.

Zwei Tage lang blieb ich erst einmal einfach zu Hause. Dann fuhr ich nach Oels und meldete mich bei meinem Regiment zurück. Ich bekam zunächst einen sechswöchigen Erholungsurlaub genehmigt. Danach kam ich wieder zu meiner alten Einheit, die inzwischen in Frankreich lag.

